

Gedenkrede 20. Juli 2005

Dieter Schenk

Verehrte Familie von Trott zu Solz
verehrter, lieber Heinrich von Trott,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Wir haben uns an einem besonderen Ort versammelt, unter einem Kreuz. Das Kreuz steht für Unrecht und Leiden, für Justizmord und menschliche Schwäche, für Opferbereitschaft und Liebe, für Befreiung und ein neues Leben in Gerechtigkeit.

Das Kreuz ist ein Traum von überflüssigem Leid.

Und es macht Hoffnung, wie es Adam von Trott ausgedrückt hat: „Den wenigen, denen die Gottheit in diesen Zeiten des Heulens und Zähneklapperns das Schicksal der Menschen anvertraut, wird es erscheinen, als ob sie dem Himmel nie näher gewesen sind als jetzt, und sie werden stolz und stark sein in dem Bewusstsein, dass für ihre Enkel es eine Freude sein wird, Mensch zu sein.“

Ich gehöre nicht zur Enkelgeneration, sondern zu der der Söhne. Was ich zum Andenken an den 20. Juli sagen will, ist nicht zu trennen von meiner Biografie - ich bitte um Nachricht, wenn ich des besseren Verständnisses wegen darauf zu sprechen komme. Ich bin der Vätergeneration sehr nahe gekommen. Einige waren meine Vorgesetzten in den sechziger Jahren als junger Kriminalkommissar im Hessischen Landeskriminalamt.

Mein Abteilungsleiter hatte im Herbst 1942 die Exekution eines Juden auf dem Marktplatz von Cherson/Ukraine befohlen. Ich wusste das seinerzeit nicht und bewunderte seine Fähigkeiten in Kriminalistik und Kriminaltaktik. Mein Dozent in Kriminologie gehörte dem Reichssicherheitshauptamt an und war Mitte 1943 als Chef des „Sonderkommandos V E“ in Warschau eingesetzt. Er nahm 140 polnische Widerstandskämpfer fest, was deren Tod bedeutete. Gelobt durch Himmler persönlich wurde seine große Umsicht und Einsatzfreude. Auch das wusste ich seinerzeit nicht. Ich verehrte diesen Mann damals, der große Teile des „Faust“ auswendig kannte. Allerdings wunderte ich mich, dass er jeden Abend eine Flasche Rotwein trank.

Dann erfuhr ich durch einen befreundeten Kollegen, der mit solchen Ermittlungsverfahren befasst war, wie die Leitung des Landeskriminalamtes und die Polizeiabteilung im Hessischen Innenministerium die Ermittlungen sabotierten und mit zudeckender Loyalität die Verfolgung von NS-Tätern verhinderten. Man verbot beispielsweise meinem Kollegen, ohne die Aufsicht des LKA-Chefs Besprechungen mit Generalstaatsanwalt Bauer zu führen.

In dieser Zeit hörte ich einen Vortrag des hessischen Generalstaatsanwalts und lernte, dass auch ein Großteil der Justiz personell und mental mit dem Nationalsozialismus verbunden war und er gegen diese Opposition große Schwierigkeiten hatte, NS-Verbrecher anzuklagen. Ich befasste mich mit Fritz Bauer näher, der nicht zuletzt deshalb 1956 zur Regierung Zinn gestoßen war, weil in der Hessischen Verfassung festgeschrieben ist: „Der Krieg ist geächtet. Widerstand gegen verfassungswidrig ausgeübte öffentliche Gewalt ist jedermanns Recht und Pflicht.“

Fritz Bauer hat meinen weiteren Lebensweg geprägt als Vorbild nicht nur für Geradlinigkeit und Gerechtigkeitsdenken, nicht nur, weil er dem Vergeltungsstrafrecht eine Absage erteilte, sondern weil er den Grundsatz verfocht: „Die Pflege nonkonformistischer Gesinnung nicht nur im Kampf gegen Unrechtsstaaten, sondern auch gegen alle gefährlichen Gleich-

schaltungsbestrebungen von oben und unten ist ein Teilaspekt staatlicher Sozialhygiene unserer Zeit. Wir können aus der Erde keinen Himmel machen, aber jeder von uns kann etwas tun, dass sie nicht zur Hölle wird.“

Bauer warf den Deutschen eine kollektive Mitschuld am Nationalsozialismus vor „durch Vergötzung von Staat und Autorität, durch Duldung der Tyrannei und Verzicht auf Widerstand, durch das Versäumnis, den Verfolgten nicht geholfen zu haben. Das Mitmachen war Unrecht, es kam Bauer nur graduell darauf an, „ob man selbst mordete, oder Schreibtischtäter oder Nutznießer oder beifällig nickender Zuschauer“ gewesen war.

Fritz Bauer trug wesentlich dazu bei, dass Adolf Eichmann im Mai 1960 in Argentinien aufgespürt werden konnte. Er setzte 1962 den Auschwitzprozess in Frankfurt am Main durch und er leitete in Hessen zahlreiche Verfahren gegen Juristen wegen Rechtsbeugung ein. Von seinen Berufskollegen als Nestbeschmutzer angefeindet, wurde von der CDU-Fraktion im Hessischen Landtag seine Entlassung gefordert. Bereits 1960 knüpfte Bauer eigene Verbindungen nach Polen, speziell zu Prof. Sehn in Krakau. Sein Bestreben, Beweismittel aus Polen zu erlangen, wurde von der Justizministerkonferenz abgeblockt.

Im Jahre 1952, damals noch beim OLG Braunschweig, klagte Bauer Otto Ernst Remer an. Der wegen seines Übereifers am 20. Juli 1944 von Hitler zum Generalmajor beförderte Remer war als Kommandeur des Berliner Wachbataillons maßgeblich an der Niederschlagung des Aufstandes beteiligt. Nach dem Krieg wurde er ein Aushängeschild für Alt- und Neonazis. Remer diffamierte die Männer des 20. Juli als Hochverräter und vom Ausland bezahlte Landesverräter. In dem Beleidigungsprozess ging es Bauer weniger um eine Bestrafung Remers - er wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt – Bauer wollte vielmehr eine juristische Rehabilitierung des Widerstandes. Er bot Theologen und Historiker als Gutachter auf. Aus katholischer Sicht argumentierte Professor Rupert Angermair, dass es vom Standpunkt der Moralthologie keinen Eid zum absoluten und unbedingten, von der Bindung des Sittlich-Erlaubten losgelösten Gehorsam gebe. Deshalb habe der Schwur nur so lange an Hitler gebunden, wie Hitler selbst dem gottgewollten Gemeinwohl diene. Zudem sei Hitler als Verräter am Gemeinwohl nicht hochverratsfähig gewesen. Mit der Absicht der Verschwörer, Deutschland zu retten, entfalle auch der Landesverrat.

Das Urteil verneinte, die Männer des 20. Juli hätten als Hoch- oder Landesverräter gehandelt. Fritz Bauer erzielte damit eine Festschreibung des Widerstandsrechts als rechtsstaatlicher Bestandteil der demokratischen Kultur der Bundesrepublik.

Dieser Prozess unterstützt im übrigen die unstrittige Rechtsauffassung der Strafrechtslehre, dass bei einem Tyrannenmord wegen eines schuldausschließenden übergesetzlichen Notstands eine strafbare Handlung nicht gegeben ist. Eigentlich ist es ungeheuerlich, die Selbstverständlichkeit des Widerstandes überhaupt begründen zu müssen in einer Zeit allerdings, als Adenauer im Deutschen Bundestag sagte: „Er muss einmal Schluss sein mit der Nazi-Riecherei.“

Auch Adam v. Trott war wie Fritz Bauer Jurist und wollte wie er „dem Gesetz und Recht, der Menschlichkeit und dem Frieden nicht nur Lippendienst leisten“. Um sein Studium mit der 2. Staatsprüfung abschließen zu können, musste Adam von Trott zwingend im Januar 1936 in das Gemeinschaftslager „Hanns Kerri“ bei Jüterbog einziehen. Diese Regularien einzuhalten war er um so mehr genötigt, als er nicht Mitglied der Partei und des sogenannten Rechtswahrerbundes sein wollte.

Ich versuche mir vorzustellen, was er in dem Ausbildungslager, das der Schulung der Weltanschauung diene, erduldet und gelitten hat, denn die Vorträge behandelten „Geist und Willen des Nationalsozialismus“. Den Mittelpunkt der Schulung bildete der „Rassenge-

danke“ und eine vormilitärische Ausbildung, die das „Gemeinschaftserlebnis“ fördern sollten. Roland Freisler hielt dort Vorträge und sprach die Referendare als „Offiziere des Rechts“ an.

Gleichfalls sah sich Adam von Trott gezwungen, 1936 am Leipziger Juristentag teilzunehmen, auf dem der „Reichsrechtsführer“ und spätere Generalgouverneur Hans Frank ausrief: „Sagt euch bei jeder Entscheidung, die ihr trefft: Wie würde der Führer an meiner Stelle entscheiden.“

Ein freier und kritischer Geist wie Adam von Trott hat dies alles nur auf sich genommen, um mit dem am 22. Oktober 1936 abgeschlossenen Studium Berufsperspektiven zu erreichen, die ihn befähigten, Einfluss zu gewinnen und , - wie er 1938 schrieb - „die eigenen Ideen durchzukämpfen, um die heutige Zeit zu ändern, die man in Grund und Boden zu verdammen erst das Recht hätte, wenn man in sich die positive Satzung einer besseren Zeit in wirklicher Auseinandersetzung mit den Dingen hervorzubilden begonnen hätte“.

Zu dieser Zeit, als Adam von Trott seine Juristenausbildung abschloss, arbeitete Albert Speer im Auftrag Hitlers an der gigantomanischen Ausgestaltung des Parteitagsgeländes in Nürnberg. Ich wollte mehr wissen. Speer war jemand, der nach seiner Haftzeit redete, ich lud ihn 1980 zu einer Veranstaltung nach Gießen ein.

Ich fragte Speer laut Tonbandmitschnitt:

„Ich möchte das noch einmal vertiefen, wie Sie Ihre eigene Schuld sehen und damit fertig werden. Sie reden mit routinemäßiger Gelassenheit! Nichts scheint Sie aus der Fassung zu bringen! Sie wirken emotionslos! Warum zwingt Sie nichts, diese Coolness abzulegen? Sie müssten eigentlich unter der Last zusammenbrechen!“ „Ich bin zweifellos nicht so, dass ich vor einem Zusammenbruch stehe!“ antwortete Speer. „Ich frage Sie, trifft es Sie eigentlich nicht, geht es Ihnen nicht unter die Haut, wenn ich bezweifle, dass Sie mit dieser Schuld leben können?“ „Nein, es geht mir nicht unter die Haut.“ „Und warum nicht?“ wollte ich wissen. „Aus dem Grund, den ich Ihnen vorhin sagte. Weil ich glaube, durch meine Tätigkeit genügend beizutragen, dass sich die Geschichte nicht wiederholt, dass ich es nicht notwendig habe, als zerknirschter Büsser in der Welt herumzulaufen, eben weil ich diese zwanzig Jahre hinter mich gebracht habe.“

Ein Foto zeigt, wie mich Speer feindselig anblickt, unsere Verabschiedung war frostig. Was wollte ich eigentlich von Speer? Hatte er nicht zwanzig quälend lange Jahre in Spandau gesessen? Wollte ich das nachholen, wozu man in Nürnberg nicht bereit war und ihm zeigen, dass er eigentlich die Todesstrafe verdient hatte? Geht nicht auch die Debatte über den Breloer-Film in die gleiche Richtung?

Ich schrieb die Biografie des Danziger Gauleiters Albert Forster und empfand Genugtuung, dass man ihn 1952 in Warschau hingerichtet hatte. Ich arbeite zur Zeit an der Biografie des Generalgouverneurs Hans Frank und halte seine Todesstrafe in Nürnberg für gerechtfertigt. Aber ich bin ein Gegner der Todesstrafe, schon gar als aktives Mitglied von amnesty international. Ich kann alle Argumente herunterbeten, die gegen die Todesstrafe sprechen. Ich schrieb ein Jugendbuch über amnesty und erkläre engagiert Schulklassen, warum die Todesstrafe unakzeptabel ist. Ich vermag den Widerspruch in mir nicht aufzulösen, das Böse der Todesstrafe betreffend, die unwiderruflich und vorsätzlich ein Menschenleben auslöscht.

Peter Roos, ein Enkel der Nazi-Generation, schrieb das Buch „Hitler lieben“. „So lange Hitler böse ist, bin ich lieb, so lange der Schatten Adolf heißt, stehe ich im Licht. Hitler ist die Projektionsleinwand, mein Dia des Bösen ist seine Visage.“

Dan van der Vat apostrophierte Speer mit kritischer Distanz als „den guten Nazi“.

Speer war der einzige, mit dem ich über seine Nazi-Verbrechen sprach. Ich habe gelernt, dass meine Emotionen einer sachlichen Konfrontation im Weg standen. Ernst Klee sagte

mir kategorisch: „Ich rede nicht mit Nazi-Tätern.“

Dann erlebte ich ein anderes Extrem. Etwa zu dieser Zeit führte mich eine Dienstreise nach Marokko. Beim Essen prostete mir der Leiter von Interpol Rabat mit einem Trinkspruch zu: „Was Ihr Deutschen mit den Juden gemacht habt, war eine tolle Sache!“ In meinem Hirn brannte sich ein, dass er mir zum Holocaust gratulierte. Ich möchte es vergessen, aber es fällt mir wie eine traumatische Erfahrung immer wieder ein.

Der Nationalsozialismus, mit dem ich mich von Jugend auf beschäftige, schärfte meine Sinne. Mein vorzeitiges Ausscheiden aus dem Polizeiberuf 1989 und das Publizieren von Defiziten im Bereich der inneren Sicherheit waren nicht Widerstand sondern ein Widersetzen. Widersetzen gegen die Kumpanei meines Arbeitgebers Bundeskriminalamt mit Folterregimen. Widersetzen gegen Polizeientwicklungshilfe, die Diktaturen noch effizienter macht. Widersetzen gegen Gastfreundschaft für Foltergeneräle in Wiesbaden und gegen die Ignoranz, die eigene BKA-Nazi-Vergangenheit wenigstens zur Kenntnis zu nehmen. Das Widersetzen bedeutete Ende der Karriere, existentielle Ängste, Diffamierung als Nestbeschmutzer - aber auch die Solidarität von Freunden. Ich setzte aber nie meine Freiheit, meine körperliche Unversehrtheit oder gar mein Leben aufs Spiel. Das wäre Widerstand gewesen. Ich war nie, wie es Adam von Trott formulierte, „dem Himmel nahe“. Doch bekam ich eine Ahnung davon, wie es die eigene Persönlichkeit befreit, sich Unrecht nicht zu beugen.

Seit 1993 habe ich mich Polen genähert: zunächst durch meine Bücher, außerdem durch Vorträge und seit 1998 durch einen Lehrauftrag an der Universität Lodz. Danzig und Lodz sind für mich Heimatstädte geworden. Ich versuche weiße Flecken der NS-Forschung mit Inhalt zu füllen und nenne die Verantwortlichen beim Namen, soweit sie Personen der Zeitgeschichte sind - und Naziverbrecher sind für mich Personen der Zeitgeschichte. Für Polen war diese Offenheit nicht selbstverständlich, sie hatten mit Apologeten schlechte Erfahrungen gemacht.

An der Universität Lodz sagten mir Studentinnen und Studenten, dass sie sich wünschten, in Polen würde vorbehaltlos über den Stalinismus gesprochen. Dass dafür die Zeit in Polen noch nicht gekommen ist, erinnert an die Periode in Deutschland bis etwa Mitte der neunziger Jahre. So lange Täter noch leben und Einfluss haben, wird die Auseinandersetzung erstickt.

Ende Mai diesen Jahres nahm ich im polnischen Fernsehen mit Studentinnen und Studenten an einer Diskussion über die Zeit des Nationalsozialismus teil. Unter anderem sprachen wir auch über den 20. Juli. Der Moderator fragte die jungen Polinnen und Polen: Waren es Helden oder Verräter? Mir wurde einmal mehr klar, wie viel wir Adam von Trott und seinen Freunden zu verdanken haben, welche Fernwirkung von dem Attentat ausgeht. Einhellig antworteten die jungen Leute positiv, sahen in den ermordeten Widerstandskämpfern ein Beispiel für Mut, Opferbereitschaft und Heldentum. Mich berührt das ungebrochene Selbstverständnis der Polen mit Nation, Patriotismus, Orden, Heldentum, mit Traditionspflege und Widerstands-Veteranentum umzugehen. Ein unbefangenes Verhältnis dazu ist uns verwehrt.

In der Fernsehdiskussion über die deprimierenden Naziverbrechen empfand ich den Widerstand als leuchtendes Fanal. Es gab ja weit mehr Formen, Gruppen, Einzelpersonen als gemeinhin genannt werden. Ich möchte pars pro toto einige der vielen Jugendgruppierungen erwähnen, die fast unbekannt geblieben sind: Deutsche Jugendkraft, Falkenhorst-

Gruppe, Junge Front, Kittelbach-Piraten, Landgraf-Gruppe, Leipziger Meuten, Nerothaler Wandervögel, Roter Stoßtrupp, Schwarze Jungmannschaft, Schwarze Schar, Stäuber-Banden, Vitus-Heller-Bewegung, Wilde Cliques.

Ich sitze wie so oft im Berlin-Warschau-Express, ab Frankfurt/Oder sind es annähernd 5 Stunden bis zu Polens Hauptstadt. Die Landschaft zieht an mir vorüber. Ich versuche mir vorzustellen, wie das damals gewesen sein muss. Zerschossene Gehöfte, ein abgebranntes Waldstück, Autowracks, wenige ältere Menschen huschen verunsichert durchs Bild, auf Bahnhöfen uniformierte deutsche Wachtposten. Endlos die flache Landschaft. Welche Anmaßung der Nationalsozialisten, dieses weite Land zu okkupieren und zum eigenen Besitz zu erklären mit der gebieterischen Vermessenheit, „Lebensraum im Osten“ zu schaffen!

Und als der Krieg so gut wie verloren war, führten sie noch immer ihre markigen, menschenverachtenden Reden, so Himmler 1944 in Krakau: „Wenn Ihnen Ihre Aufgabe zu schwer wird, wenn Sie glauben, manchmal verzagen zu müssen, wenn irgend ein Idiot oder ein schwach gewordenes Nervenbündel davon spricht, die Russen sind jetzt schon da und dort, dann denken Sie daran, dass das nur Tagesfragen sind, dass wir eines Tages die Russen da und dort abschlachten und vernichten; ob das näher an unseren Grenzen oder ferner ist, spielt keine Rolle. Eines Tages hört auch diese Masse Viehmenschen auf.“

Meine Gedanken gehen zurück. Ich fahre mit meiner Frau nach Sarrebourg, zwischen Straßburg und Metz gelegen. Wir suchen den Segelflugplatz, der in meiner Kindheit eine Rolle spielte. Ich war sieben Jahre alt und brannte darauf, zehn Jahre alt zu werden, um endlich zur Flieger-HJ zu kommen. Das war 1944, als auch im eingedeutschten Saarburg im Reichsgau Elsaß-Lothringen die Front immer näher rückte.

Mein Kriminologie-Dozent in spe, inzwischen von Warschau nach Lyon versetzt - er war der Chef des berüchtigten Klaus Barbie - stellte zur gleichen Zeit seine Leute zu Exekutionen ab. Die „Schuld“ der Häftlinge bestand darin, dass die Amerikaner vor den Toren der Stadt standen. Meine Mutter und ich wurden evakuiert. Wir fuhren zu meiner Tante nach Schenkklengsfeld. Meinen Vater sah ich nicht wieder, er verstarb 1946 im Internierungslager Darmstadt - ich konnte ihn nie fragen.

Thérèse Littner half mir dabei, mehr über meinen Vater zu erfahren. Sie gehörte bis 1945 in Sarrebourg der Résistance an und erhielt für ihre waghalsigen Aktionen zwei Orden aus der Hand von Charles de Gaulle. Am französischen Nationalfeiertag riss die glühende Patriotin das Fenster auf und rief: „Vive la France!“ - es hätte sie den Kopf kosten können. Mein Schwiegervater Marcel Lambert war Angehöriger des Maquis. Sein Hund rettete ihm das Leben, weil er unruhig wurde, als die Nazi-Häscher nahten, so konnte Marcel gerade noch fliehen.

Es hätte sein können, dass mein Vater meinem Schwiegervater begegnet wäre, wie hätte sich mein Vater verhalten? - Was hat das für Konsequenzen für mich, wenn einst der Vater auf der Seite der Nazi-Täter und der Schwiegervater auf der Seite der Nazi-Opfer stand?

Was treibt mich an: Trauer, Wut, Hilflosigkeit?! Aber auch die Entlastung, die Befreiung, darüber zu schreiben. Dessen ungeachtet auch die Verantwortung zu tragen, Menschen, über die ich berichte, gerecht zu werden, auch einem Hans Frank gerecht zu werden, der „Schlächter von Polen“ genannt wurde. Er sagte: „Mein Verhältnis zu Polen ist das einer Ameise zur Blattlaus.“ Und: „Die Juden sind schädliche Fresser.“

Hans Frank - humanistisch gebildet, „Reichsrechtsführer“, Minister der Reichsregierung, Nietzsche-Kenner, versierter Schachspieler, Pianist, Opernliebhaber und persönlich bekannt mit Gerhard Hauptmann, Richard Strauss und Winifred Wagner, befreundet mit

Hans Pfitzner - dieser Intellektuelle trug die Mitverantwortung für den Völkermord im Generalgouvernement.

Was dachte der Beethoven-Fan, wenn er die 7. Symphonie hörte? Wir wissen es, denn er notierte es in sein Tagebuch: Er machte sich kein Gewissen aus Greueln des NS-Regimes, er dachte an seine Karriere und dass er den „Führer“ liebt.

Am 16. Oktober 1944 wurde im Diensttagebuch vermerkt: „Frank empfängt SS-Oberführer Dirlewanger.“ Oskar Dirlewanger tat sich beim Warschauer Aufstand als Führer einer aus Sträflingen bestehenden SS-Sturmbrigade besonders brutal hervor, indem er Tausende von Frauen und Kindern niedermetzelt. Weiter im Diensttagebuch: „Dirlewanger berichtet Frank über den Einsatz seiner Kampfgruppe in Warschau. Frank spricht Dirlewanger seinen Dank und seine Anerkennung aus, anschließend Mittagessen mit Dirlewanger.“ Auf den Tag genau zwei Jahre später wurde Frank in Nürnberg hingerichtet.

Wieder einmal reise ich im Berlin - Warschau - Express. Vielleicht an genau dieser Stelle geschah der Anschlag, der Zug entgleiste, Menschen starben. Der Warschauer Gouverneur Ludwig Fischer schrieb im Lagebericht Oktober 1942: „Die polnische Widerstandsbewegung hat größere Sabotageakte vorgenommen. Auf verschiedene Bahngleise außerhalb der Stadt Warschau wurden Anschläge verübt, die Zugunterbrechungen zur Folge hatten. Die Aktionen sind mit schärfsten Maßnahmen beantwortet worden. In der Nähe der zerstörten Gleisanlagen wurden 50 Kommunisten erhängt.“

Ich sitze im Zug und stelle mir vor, was geschehen war: Der Lärm berstenden Blechs, der Schock der Wehrmachtssoldaten, Knochenbrüche, Blut, im Abteil tote Soldaten. Etwa einen Kilometer entfernt am Waldrand der Triumph: Männer und Frauen der Armia Krajowa, im Fernglas zwei Waggonen abgebildet, die auf dem Bahndamm liegen, die Strecke wird mindesten zwölf Stunden blockiert sein!

Dann die Strafexpedition. Es gibt schreckliche Fotos der Galgen entlang der Bahngleise silhouettenhaft im Gegenlicht.

Mir gegenüber sitzt eine Polin, um die 50 Jahre alt. Wir kommen ins Gespräch, sie stammt zufällig von der Lodzer Universität, eine Physikerin zu einem Kongress unterwegs nach Berlin. Sie will wissen, was ich unterrichte, dann sagt sie zu meiner Überraschung: „Meinen Sie nicht, wir sollten endlich aufhören, von der Nazizeit zu reden?“ Ich entgegne: „Ich verstehe nicht, das aus ihrem Mund zu hören, schließlich war doch so gut wie jede polnische Familie betroffen.“ Sie zuckt mit den Schultern. Ich bin verstört. Ich versuche, den Gesprächsfaden wieder aufzunehmen, sie liest stur in ihrem Manuskript. Wir schweigen uns an bis Bahnhof Zoo.

Überwiegend sind meine Erfahrungen ganz anderer Natur, so in Danzig. Dort gibt es das Angehörigenkomitee der ermordeten Postbeamten: Zum Beispiel Henryka Flisikowska und Stefania Koziarowska – stolze, kämpferische Frauen, durch Leid geprägt, geformt, gewachsen, stark geworden. Weil sie sich nicht haben zerbrechen lassen, weder durch den Nationalsozialismus, noch durch den Stalinismus. Powerfrauen! Souverän öffnen sie mir Ämter und Archive, vermitteln Kontakte zu Historikern und Politikern.

KZ Stutthof bei Danzig! Die Akten im Archiv, das Grauen stülpt sich über mich – die ehemalige Kommandantur der SS - Inspektion des Reichsführers SS am 22.11.1941: Nachdem er das Vernichtungslager in Ordnung befunden hatte, begaben sich laut Tagesordnung Himmler mit Gefolge zum Mittagessen.

Ich zitiere in einem anderen Zusammenhang aus einem Vernehmungsprotokoll: „Ohne einen besonderen Feuerbefehl gaben sodann die drei Schützen aus ihren Maschinenpistolen auf jeden Häftling einen kurzen Feuerstoß in Brusthöhe ab. Die Erschossenen fielen teils rückwärts in die Grube oder auf den ausgehobenen Erdwall. Die ganze Exekution

dauerte meiner Erinnerung nach vielleicht eine halbe Stunde. Nach Beendigung der Erschießung nahmen Seeger, Sparmann und ich in einem Lokal ein Mittagessen ein.“ Am 25. Juli 1940 besichtigte Frank mit Gouverneur Ernst Zörner die Entlausungsanstalt des Ghettos Lublin. Es folgten: Mittagessen und Kaffeetafel mit Konzert des Musikkorps einer SS-Totenkopfstandarte, später Abendessen, begleitet von Gesängen des ukrainischen Nationalchors.

Frank, Dirlwanger, Himmler, die Fischers, Zörners, Seegers und Sparmanns – sie morde-ten und speisten und trotzdem blieb ihnen der Bissen nicht im Hals stecken. Die Grenzen des Erträglichen sind überschritten. Günter Grass ermutigt mich. „Es ist gut, dass Sie in konkreten Fällen den Beweis führen“, schreibt er mir.

Begegnung mit Menschen in Polen: Budzimira Wojtalewicz-Winke, heute ist sie achtzig Jahre alt. Zuerst kämpfte sie gegen die Nazi-Diktatur. Als junges Mädchen in Danzig in den polnischen Pfadfindern, dann im Warschauer Aufstand als Kurierin, sie wurde ver-schüttet und erstickte fast. Sie verlor Großvater, Vater, Onkel und den Verlobten. Dann kämpfte sie in der Solidarnocz gegen die Diktatur des Stalinismus an der Seite von Lech Walensa als dessen Kulturreferentin. Ihre Freiheit war bedroht. Sie entkam 1985 dem pol-nischen Geheimdienst und flüchtete nach Deutschland. Heute sagt sie: „Ich hatte ein er-fülltes Leben, weil ich immer Menschen getroffen habe, die gut zu mir waren und mir ge-holfen haben.“ Welche Größe verbirgt sich hinter ihrer Bescheidenheit.

Auch Adam von Trott hat sich nicht zerbrechen lassen. Er handelte nach einem Postulat, das er bereits 1935 aufgeschrieben hatte: „Wenn wir uns schon mit einer Epoche abfinden müssen, in der die größere Wahrscheinlichkeit für ein vorzeitiges Lebensende steht, soll-ten wir doch wenigstens dafür sorgen, dass es einen Sinn hat zu sterben - gelebt zu ha-ben.“ Ich könnte mir diesen Satz auf dem Gedenkstein unter dem Kreuz vorstellen.

Ich gehe durch Warschaus Innenstadt. Auch hier Erinnerungstafeln an Straßen, Plätzen, Hausfassaden, die von willkürlichen Razzien an dieser Stelle Zeugnis ablegen. Für die Opfer bedeutete es Exekution, Geiselnahme, KZ oder Deportation. Zwischen dem 15. Ok-tober 1943 und 21. Juni 1944 wurden 46 öffentliche Hinrichtungen vollzogen, denen 2705 Menschen zum Opfer fielen.

Am Krasinskichplatz arbeitet der polnische Generalstaatsanwalt Prof. Dr. Witold Kulesza. Das ist nicht ohne Symbolkraft, denn der Krasinskichplatz war zentraler Ort des Wider-standes, hier erinnert das Denkmal des Warschauer Aufstands an den Kampf. Mit Gene-ralstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer ist Kulesza, der als Freund meine Forschungen unterstützt, in vieler Hinsicht geistesverwandt. Bauers Worte hätten auch von Kulesza ausgesprochen worden sein können: „Der Staatsanwalt ist nicht Anwalt der Staatsräson, sondern schützt Rechte der Menschen und ihrer sozialen Existenz gegen private und staatliche Willkür.“ Auch Kulesza setzt sich innerhalb der polnischen Justiz Kritik aus und musste sich im Sejm als Vaterlandsverräter diffamieren lassen. Kulesza, der Chef der Hauptkommission zur Verfolgung von Verbrechen gegen die polnische Nation ist, verfolgt unbeirrt und auf-richtig Verbrechen des Nationalsozialismus genau so konsequent wie Verbrechen durch den Stalinismus. Kulesza und Bauer nehmen Anstoß und erregen infolge dessen selbst Anstoß. Beiden geht es nicht um die Bestrafung der Täter, sondern um Aufklärung und die Würde der Opfer.

„Gerichtstag über uns selbst halten“, nannte es Bauer, „nach den Gründen der morali-schen Katastrophe fragen“.

Gedanken und Gedenken des Widerstandes - in Warschau am 1. August an den Aufstand,

wir besinnen uns heute an den 20. Juli, der synonym für viele Formen des Widerstands steht.

Auch Emigration aus einem Land der Tyrannei war Widerstand. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf die Vita von Fritz Bauer zurückkommen. Er wurde 1903 als Sohn eines jüdischen Textilkaufmanns in Stuttgart geboren. Im Alter von sechs Jahren ist ihm auf der Straße nachgerufen worden, er als Jude sei für den Tod Jesu verantwortlich. Claus Schenk Graf von Stauffenberg war sein Schulkamerad. Bauer trat 1920 in die SPD ein und war 1930 Amtsrichter in Stuttgart. 1933 wurde er wegen Mitgliedschaft in der SPD und im „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ in „Schutzhaft“ genommen, gemeinsam mit Kurt Schumacher in das KZ Heuberg eingeliefert und aus dem Staatsdienst entlassen; später wurde ihm auch die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Ende 1933 kam er frei und emigrierte 1935 nach Erlass der „Nürnberger Gesetze“ zunächst nach Dänemark, floh 1943 nach Schweden. Politisch betätigte er sich u.a. für schwedische Gewerkschaften und weiter für die SPD im Exil, arbeitete mit Willy Brandt zusammen, mit dem er die „Sozialistische Tribüne“ gründete. 1946 kehrte Bauer nach Deutschland zurück. Er war Gründungsmitglied der Humanistischen Union und vertrat die Ansicht: „Die Deutschen müssen sich wieder darauf besinnen, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen und Stärke nicht in Macht, Gewalt und Brutalität, sondern in Duldung und Toleranz gegenüber allem, was Menschenantlitz trägt, zu sehen.“

Mit dieser Aussage eine Brücke von Fritz Bauer zu Heinrich von Trott zu schlagen, fällt nicht schwer. Im Januar 1999 hatte ich die Ehre Sie, verehrter, lieber Heinrich von Trott, näher kennen zu lernen, als Sie bei einem Treffen unseres Imshäuser Autorenkreises über Ihr Leben berichteten. Sie trugen unter anderem Passagen aus Ihrem Tagebuch aus dem Jahre 1934 vor – Gedanken, die deutlich machten, mit welcher Klarheit und Weitsicht Sie sehr früh – obwohl als junger Mensch verführt – die wahren Absichten des NS-Regimes erkannten.

An dem Krieg gegen die Sowjetunion wurden Sie 1941 im Alter von 22 Jahren teilzunehmen gezwungen. Den Eid auf Hitler, der weder eideswürdig noch passiv eidesfähig war, brachen Sie innerlich bereits in dem Moment, als er ihnen abverlangt wurde. Sie wurden genötigt für eine Sache zu kämpfen, die nicht die Ihre war. „Es ist absurd“, schreibt Alfred Andersch, „auch nur einen Schuss auf einen Gegner abzugeben, der niemals mein Gegner sein konnte.“ In dieser Ausweglosigkeit sehnten Sie sich danach, selbst von einer Kugel getroffen zu werden.

Ihrem Bruder Adam verdanken Sie mit hoher Wahrscheinlichkeit Ihr Leben, denn er sorgte dafür, dass Sie von Russland weg versetzt wurden. Desertion war für Sie von Anfang an eine beschlossene Sache, „die Entscheidung suchte eigentlich nur die Stunde ihres Vollzugs“, wie Sie rückblickend berichteten. Sie wurden an die Westfront abkommandiert und fassten den Entschluss, mit der französischen Résistance Verbindung aufzunehmen, als Sie gegen Partisanen eingesetzt werden sollten. Sie waren nicht fahnenflüchtig, um bei dieser Metapher zu bleiben, denn es handelte sich um die Hakenkreuzfahne. Vor ihr konnte man nicht flüchten, Sie konnte man nur bekämpfen, weil die Fahne zu einem Symbol für Völkermord geworden war, auch zum Symbol für das Ermorden deutscher Soldaten, die in einem verbrecherischen Krieg bewusst und gewollt in den Tod getrieben wurden. In Ihrer Situation boten sich für Sie auch keine Alternativen des aktiven Widerstands. Sie waren ein einfacher Soldat, es fehlten Ihnen Informationen, wie sie zum Beispiel ihr Bruder Adam besaß. Nach jahrelanger innerer Auseinandersetzung mit Ideologie, Hitlerkult und „Führer“staat war die Desertion Ihr Widerstand gegen die Diktatur – eine Auseinandersetzung, die nie abgeschlossen wurde und bis heute andauert. Sie entkamen zunächst mit über vierzig Kameraden, nur drei überlebten das Unternehmen. Sie wussten, dass dies le-

bensgefährlich war und haben sich dafür entschieden im Sinne von Fritz Bauer, der der Überzeugung gewesen ist, dass der verbrecherische Charakter eines Regimes jegliche Form des Widerstands rechtfertigt.

Am Tag der Desertion von Heinrich am 26. August 1944 wurde sein Bruder Adam im Alter von 35 Jahren in Plötzensee ermordet. Heinrich von Trott wusste das zu diesem Zeitpunkt nicht. Keiner der Richter des Volksgerichtshofes wurde je zur Rechenschaft gezogen, das ist eine Schande für die deutsche Justiz! Die „furchtbaren“ Nachkriegsjuristen beriefen sich auf den Gesetzespositivismus, nämlich nur das geltende Recht angewandt zu haben. Diese Rechtsauslegung wurde vom Bundesgerichtshof gestützt, der jahrzehntelang von ehemaligen Nazijuristen durchseucht war. Erst 1996 erfolgte eine Revision der Rechtsprechung des BGH. Er räumte jetzt ein, dass ein folgenschweres Versagen der bundesdeutschen Strafjustiz vorlag. Das exzessive Verhängen der Todesstrafe sei nicht zu Unrecht oft als Blutjustiz bezeichnet worden.

Berlin-Warschau-Express – das monotone Geräusch des Zuges - Komfort der preisgünstigen 1.Klasse. Radikal klaffen die Realitäten von einst und jetzt auseinander. In Viehwaggons waren unzählige Menschen auf der gleichen Strecke unterwegs nach Chelmno, Auschwitz, Treblinka, Sobibor, Majdanek, Belzec.

Ich denke über die Diskussion am Ende meines Vortrags vor dem Arbeitskreis ehemaliger Universitätsangehöriger in Lodz nach. Wieder fielen das Reizwort „Preußische Treuhand“ und der Name Erika Steinbach. Ich verstehe sehr gut, wenn sich heute polnische Bürgerinnen und Bürger fragen: Wie können bestimmte deutsche Kreise es wagen, eine einseitige Erinnerungskultur für Vertriebene zu entwickeln oder gar von Entschädigung zu reden, wenn sie so viel Leid über unser Volk gebracht haben? Wie können sie Ursache und Wirkung verwechseln und jede Kausalität ignorieren?

Insgesamt waren fast 6 Millionen polnische Staatsbürger Opfer der deutschen Besatzungszeit geworden, darunter mindestens 2,7 Millionen polnische Juden und rund 50% der nichtjüdischen Eliten. Das polnische Judentum war nahezu vollkommen ausgelöscht worden. Polen hat ein Fünftel seiner Vorkriegsbevölkerung verloren. Abstrakte Größen. Die Zahlen lassen sich nicht fassen, nicht erfassen, nicht klären, nicht erklären. Der Holocaust entzieht sich dem Begriffsvermögen. Und wir alle sind Überlebende von Auschwitz, jeder auf seine, jede auf ihre Art. Fritz Bauer sagte: "Auschwitz kann nur überwunden werden durch Brüderlichkeit und Nächstenliebe."

Wir verdanken dem Widerstand gegen das Naziregime unendlich viel: Er ebnete den Weg zur Völkerverständigung.

Dass das großherzige polnische Volk nach allem, was geschehen ist, uns zur Versöhnung die Hand reicht, erfüllt mich bei meinen häufigen Besuchen in Polen mit Demut und Dankbarkeit.

Dieter Schenk war von 1981 bis 1989 Kriminaldirektor im BKA. Er verließ das BKA wegen unüberbrückbarer Gegensätze. Schenk ist Gründungsmitglied der Bürgerrechtsorganisation „Business Crime Control“ und der Koordinationsgruppe Polizei bei Amnesty International. Seit 1993 beschäftigt er sich mit Forschungen zum Nationalsozialismus, schwerpunktmäßig Polen. Schenk ist Honorarprofessor der Universität in Lodz, Träger zahlreicher Preise sowie Ehrenbürger der Stadt Danzig.